

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 50

Artikel: "Deutschland im Kriege" : von Gustav W. Eberlein

Autor: Zulliger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645719>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

stürzten aus seinen Augen. Rettent ging auf ihn zu und zog ihn an sich. Morner aber machte sich rasch los, hieß die überflüssigen Zeugen seines Schmerzes das Zimmer verlassen und Rettent ging die Türe schließen. Während er dies tat, hatte Hans das Zimmer durch die Seitentüre verlassen, kam aber bald wieder zurück. Eduard sah, daß er einen Revolver in der Hand trug.

„Was willst du tun, Hans?“ fragte er bleich.

Raum hatte er gesprochen, schoß Morner seine Schwester durchs Herz.

„Sollte dieses arme Geschöpf in seinem Wahnsinne weiterleben?“

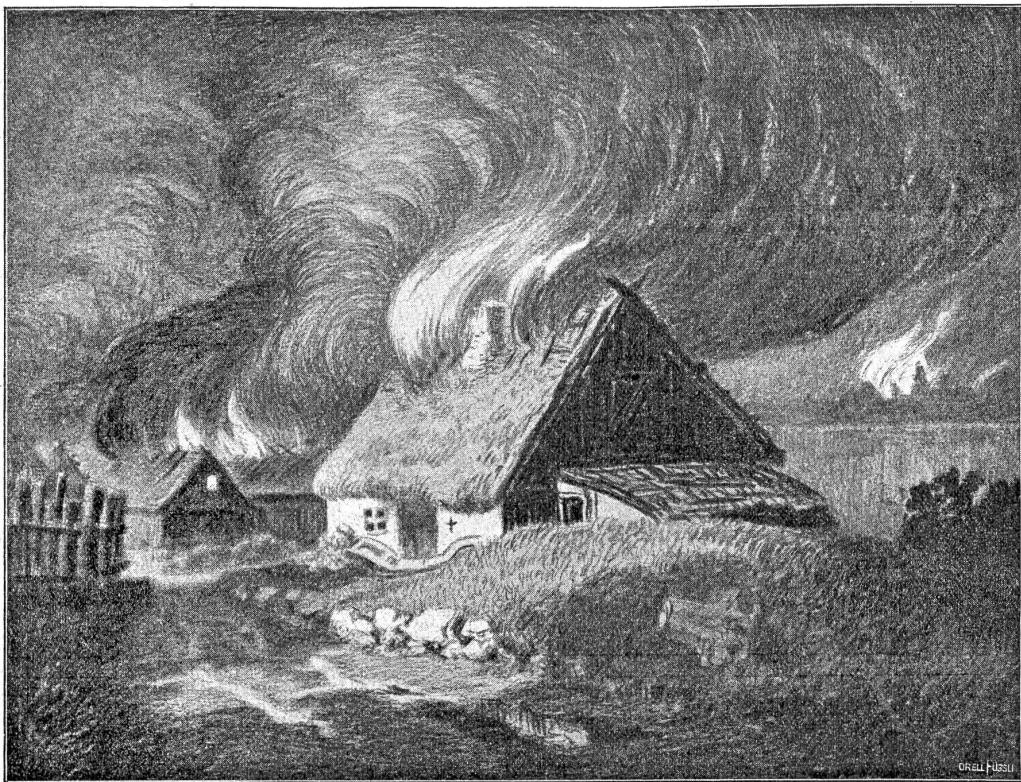
„Hans, ich flehe dich an . . .“

„Leb' wohl, Freund.“

„Hans, Hans!“

„Mein Freund, die Zwei dort und ich gehörten im Leben zusammen. Der Tod soll uns nicht trennen, leb' wohl!“

Er stand an Lydias Leiche, die er nochmals betrachtete. Rettent eilte auf ihn zu, er erfaßte Morners Linke, die jener



Deutschland im Krieg: Das brennende Dorf.

(Zeichnung von Bruno Bielefeldt.)

ausredete. Er drückte so dem Freunde nochmals die Hand und feuerte zugleich den Revolver ab, dessen Lauf er aufs Herz drückte. Rettent hielt Morners Hand so fest, daß Hans ihn zu Boden riß, als er sterbend zusammenbrach.

— Ende. —

„Deutschland im Kriege“. Von Gustav W. Eberlein.

Besprochen von Hans Zulliger.

Unsere Werturteile sind gewöhnlich Vorurteile, zu denen wir uns Beweismaterial an den Objekten gesucht und gefunden haben. Dinge und Begriffe sind vielseitig, alles Lebendige hat die verschiedensten Gesichter. Es braucht bloß eine Auswahl von Eigenschaften oder Erscheinungen an dem zu Beurteilenden getroffen zu werden, um dieses dann als gut oder schlecht, wertvoll oder minderwertig zu bezeichnen. Unsere Maßstäbe sind im Winkel unseres eigenen geistigen Horizontes geboren und werden einer Sache nie restlos gerecht. Besonders dann nicht, wenn unser Gemüt an der zu wertschätzenden Sache einen Anteil nimmt.

Wenn wir einzelne unserer im Weltkrieg verwiderten Nachbarn beurteilen, so gilt das oben Gesagte in vermehrtem Maße. In jedem der umliegenden Ländern wird man neues Leben und durch den Riesenkampf hervorgerufene erfreuliche Erscheinungen genug finden, um ihm das höchste Loblied zu singen, und auf seine nationale Kraft zu schwören. Beträgtet man aber das Land mit den Augen des Argwohns, so entdeckt man überall beginnende Fäulnis und Erschöpfung. Wenn man den Schreibereien gewisser Zeitungsharisiäer hätte glauben wollen, so müßte keine der kriegsführenden Mächte heute mehr im Stande sein, ein Bein in den Kampf zu stellen: Mannschaftsreserven, Munition, Geld — alles

wäre aufgebraucht. Von dem Hass der Nationen verzerrt sind die deutschen Barbaren und dem Verhungern nahe, die Französen Schufte, weil sie die Schwarzen auf die Europäer hinheben, die Engländer kaltlächelnde Profitgäuner, die hinter dem Wermeskanal versteckt sowohl ihre mitkämpfenden Schwesternationen, als auch die aus der ganzen Welt zusammengetrommten Hilfsvölker für sich auf die Schlachtfabrik senden, Österreich ist so schwach und so in sich zerfallen, daß bloß das große Unglück die verschiedenen germanischen und slavischen Horden noch zusammenzieht, Italien ist der fleischgewordene Meineid. Andere „vorurteilsfreie“ Gebersuchser aber berichten uns von sieges sichern Nationen, die wenigstens für die Freiheit des Menschentums im Felde stehen und für die Rettung ihrer Ideale gegen die Unkultur ihr Herzblut versprechen.

Selten gelingt es jemand, über irgend eines der kriegsführenden Länder so zu schreiben, daß er nicht Hiebe an die Gegenpartei austreift, selten kann einer bloß beobachten, ohne daß er polemisierte Vergleiche mit drüben anstellt. Der Weltkrieg hat eine wahre Sintflut von Literatur auf den Markt gebracht. Unter dem Deckmantel des Patriotismus floriert sogar die gemeinste Art von Schundliteratur, jene zwanzigräppigen Büchelchen mit einer Schauerhelge auf



Deutschland im Kriege: Nagelung des eisernen Hindenburg in Berlin.

dem Dedel, im Stil der Detektivromane und Indianergeschichten verfaßt. Aber auch die vornehmer sein wollenden Broschüren und Abhandlungen sind meistenteils nicht viel mehr als Schund: Sie nehmen den Schein der Wissenschaftlichkeit bloß dazu an, um den Leser ganz einseitig zu belehren, öfters auch, um ihn über die Wirklichkeit hinwegzutäuschen.

Gustav W. Eberlein schrieb ein Buch über Deutschland im Kriege, das wohl als eine der erfreulichsten Erscheinungen dieser Art bezeichnet werden kann. Außer dem Vorzug einer nicht verteidigenden, aber auch nicht anklagenden Sachlichkeit, vereinigt es in sich die bitteren Wahrheiten wie auch die wertvollen Schöpfungen des Krieges zu einem gewaltigen Gesamteindruck. Obwohl der Verfasser, der in Bern lebt, für einige schweizerische Tagesblätter als Berichterstatter das deutsche Reich und die Fronten bereiste, ist ihm der landläufige banale Reporterstil völlig fremd. Er bringt seine Erlebnisse in einer flüssigen, geistreichen Sprache, daß man das Buch mit Spannung liest und am Ende doch nicht das Gefühl hat, bloß unterhalten worden zu sein. Man weiß etwas über Deutschland und begreift manches, was einem vorher unerklärlich war, weil man von der Menge der äußeren Tatsachen des Krieges geblendet wurde und dabei den Geist übersah, der das ganze Volk trägt und es ausharren läßt in dieser schweren Zeit.

Zwischen den Fronten ist der in Friedenszeiten sprichwörtlich gewordene gehässige Gegensatz zwischen Süd und Nord ziemlich verschwunden. Nicht, daß der Krieg die Verschiedenheiten des nord- und süddeutschen Charakters paralysiert hätte: noch ist der Münchner der alte Gemütsmensch, der im Hofbräu oder an seinem Stammtisch beim Bier politisiert, während sich der Berliner wie vor der großen Zeit durch eine gespannte, etwas nervöse Schaffenskraft kennzeichnet. Aber der Bayer verachtet heute den Preußen nicht mehr, und umgekehrt; Seite an Seite haben sie im Osten wie im Westen gestritten und einander schäzen gelernt. „In den deutschen Städten wogen Leben und Arbeit wie immer, und bloß an den Mengen von Uniformierten

merkt man, daß an den Marken des Reiches gekämpft wird.“ Die Soldaten, die überall, in Städten, Dörfern, auf Wegen und in den Eisenbahnzügen angetroffen werden, machen die Vermutung, daß die deutschen Mannschafts-Reserven erschöpft seien, zum Märchen. Der Reisende merkt, daß auch hier der Wunsch der Vater des Gedankens war. Es ist so viel daran, wie an jenem anderen Märchen vom Lebensmittelangst. Mit dem den Deutschen anhaftenden Organisations-talent wurden einfach die Lebensmittel, welche das Volk am nötigsten hat, einem behördlich geregelten, mäßigen Verbrauch unterstellt. Ich denke an die Einrichtung der Brot- und Zuckertarten usw.

Wie die deutsche Regierung in dieser Hinsicht das Volk vor den Aushungerungsmahrgeln seiner Feinde bewahrte und ihm dadurch den festen Willen, durchzuhalten, auf die naturnotwendige Grundlage stellte, so gewann sie sich durch ihre rückhaltlose Offenheit über die Veränderungen der Lage die Herzen. Die fremdländischen Communiqués werden ebenso vollständig wie auch die Verlustlisten veröffentlicht. „Und der Arbeiter, der tagsüber in rauchenden Eisen für seine Brüder an der Front alles mögliche Material hergestellt hat, verfolgt am Abend in den Zeitungen und an den öffentlich angeschlagenen Mitteilungen des Kriegsministeriums die Schicksale der Armeen.“ Aber nicht nur die daheimgebliebenen Männer dienen zum Großteil dem Kriege, auch die Frauen sind „mobilisiert“ worden und helfen tatkräftig mit, sei es in den Lazaretten und Kriegsspitalen oder in den Fürsorge-, Lebensmittel-, Arbeitsnachweis-, Preisprüfungs- und anderen Ausstüffen. Überall ist Helferwille, Opferwille und immer neue Mittel werden erfunden, ihn zu schüren. So die Nagelung des „eisernen Hindenburg“ in Berlin. „Und Georges Marschall sandte Holzfäller nach den glorreichen Schlachtfeldern des Feldherrn. Ließ 26,000 kg russisches Erlenholz herbeischaffen, meißelte den Helden Stückweise heraus und türmte schließlich Block auf Block, aus dem letzten gehauen das unbedeckte Haupt von mörserhafter Wucht. Da steht er nun in achtfacher Lebensgröße vor dem stimmungsvollen Hintergrund der dreifach mit Beutegeschützen umgürteten Siegesäule und läßt geistige wie körperliche Huldigungen geduldig über sich ergehn. Unstet treibt es den Berliner herum, bis er den Hammer geschwungen hat. Ein neutraler Berichterstatter erzählte seiner Zeitung mit besonderem Vergnügen, wie er seinen Nagel in die Pulsader des Feldmarschalls trieb.“ Wenn man bedenkt, daß der Riese durch Nagel Einschlägen noch um 14,000 kg schwerer gemacht werden kann, und daß jeder Nagel mit einem hübschen Scherlein für die Unterstützungskassen bezahlt wird, so kann sich einer, dem es Vergnügen macht, die Summe ausrechnen, die der Recke verdient, indem er dieser merkwürdigen Verehrung standhält.

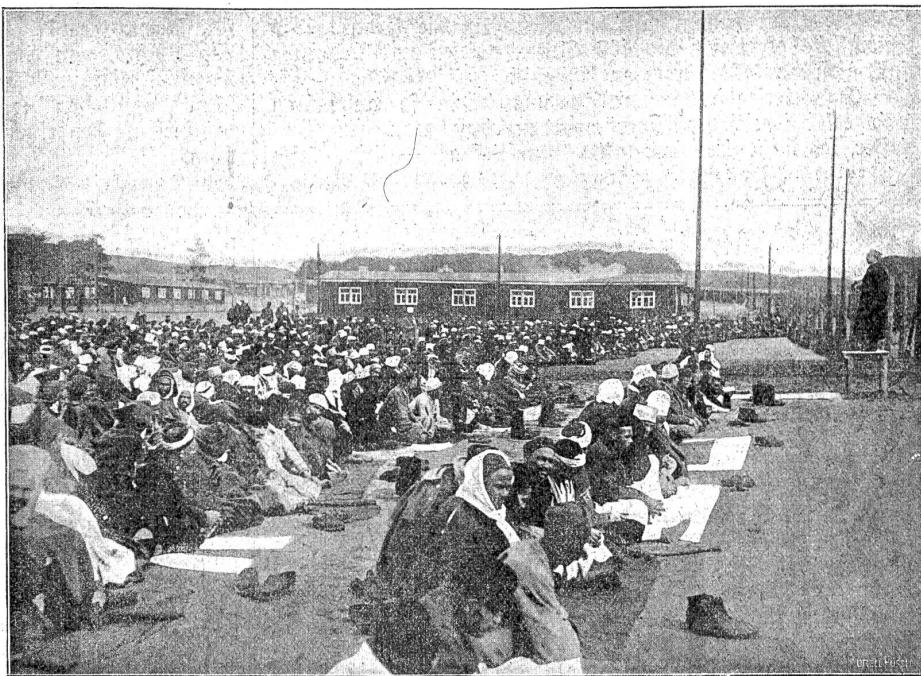
Das deutsche Geld kommt auch den fremden Gefangenen, insbesondere den Kranfen und Verletzen, zugut. Soldaten, welchen ein oder gar mehrere Glieder amputiert werden mußten, erhalten so kunsttreiche künstliche Gliedmaßen, daß sie mit eisernen Armen Feldarbeit verrichten, mit stählernen Beinen radfahren können. Ueber das Gold, das der Zahnarzt zum Plombieren verwendet, weiß der Verfasser: „Da lag die große preußische und Staats-Medaille eines berühmten Akademikers neben der goldenen Auszeichnung einer internationalen Gesellschaft in der Truhe. Auf den ehrwürdigen Denkmünzen hoher Regierungen und dielebigen Dekorationen gefürsteter Häupter der Schmuck der Luise Dumont, und etwas verschüchert guckte aus der Ecke ein einsames Ringlein, „das nicht gehalten, was es versprach“, wie die Spenderin dazugeschrieben, als sie damit gleich den Großen im Reiche dem Leiter des Rieferlazarets ihr entbehrliches Gold zum Einschmelzen einschüttete. Ob dem verwundeten Franzosenkrieger jemals der Gedanke kommen mag, er trage mit dem Gold zwischen seinen Zähnen ein Stücklein geschnmolzenes Frauenglück?“

Die Gesunden unter den Gefangenen werden zu aller Art Arbeiten angehalten, man verwendet sie unter anderem auch in den Speichern und Lebensmittelkatern, wie zu Feldarbeiten und als Handwerker. Im Osten türmen sie Pyramiden aus Heu und Stroh, welche auf den eroberten Provinzen Kowno, Grodno, Wilna, u. a. m. gewachsen sind.

Über die Lebensmittelvorräte berichtet der Verfasser besonders lustig. „Ich sehe den Himmel voller Geigen hängen, da sind es Dauerwürste. Und Speckgletscher, Gemüsesteppen, Erbsenhügel, Ochsenviertelkatakomben Bierströme mit Suppenwürfelskataren, Kaffeeplantagen, Schaufelwälder, Wadenbindenschüngeln — man flüchtet mit brennendem Schädel aus diesem Thouwabohu, Sobald von der Ostarmee ein Befehl durch den Draht einläuft, fangen in dem großen Turm die Krane an zu spielen, es rollen die Karren und klingeln die Telephone, Lokomotiven pusten heran, unter flinken Händen füllen sich die Wagen, ein Puff und fort rollt das bewegliche Magazin, um draußen hinter der Feuerlinie die Gulaschkanonen zu füllen.“

Um etwas von der Stimmung unter dem Landvolk zu erfahren, ging der Verfasser in ein bayrisches Dorf und freundete sich nach einiger Zeit, die Bauern sind bekanntlich verschlossen und gegen alles Fremde mißtrauisch, mit den Bewohnern des Dorfes an. Die Siegeszuversicht ist bei ihnen etwas Selbstverständliches. Der Bauer Barthel, der schmunzeln 60—70 Körner an den Weizenähren, 50 beim Korn zählt und dazu seine ausgedehnten Felder überblickt, belächelt kühn die Annäherung der Feinde, welche das Reich aushungern wollen. Dabei helfen ihm Russen und Franzosen bei der Ernte. Sie werden wie Kameraden behandelt, niemand denkt, die friedlich arbeitenden Gefangenen seien einmal auch Feinde gewesen.

Das deutsche Volk und die deutsche Armee stehen zusammen auf dem Boden eines unerschütterlichen gegenseitigen Vertrauens, „gebaut aus Opferfreudigkeit und Tatkraft.“ Umgewandelt hat sich das allgemeine Urteil über die Offiziere: „Halb Werwolf, halb Gigerl, Soldaten



Deutschland im Kriege: Im Halbmondlager zu Windsdorf bei Zossen.

marternd und Kur schneidend, selttrinkend und unwissend bis zur Dummheit, war er (der Offizier) im Ausland die Verkörperung des brutalen „Preußentums“, wie er im Innern das ergiebigste Wizblattfutter abgab. Da kam der Krieg. Die Welt wurde um einen Popanz ärmer und um eine Erfahrung reicher. Der Offizier von heute ist der Liebling des ganzen deutschen Volkes, wie bislang der Lieutenant der Abgott der Backfische war.“ Im Frieden wollte man ganz genau wissen, „daß die Offiziere die armen Soldaten erbarmungslos opfern, sich aber wohlweislich fern vom Schuß halten würden. Und heute wimmeln die Verlustlisten von aristokratischen Namen, der Adel vergoß sein bestes Blut auf den weiten Schlachtfeldern Russlands, ein Kaisersohn schlepppte sich auf Krücken, ein anderer holte sich sein eisernes Kreuz im dichtesten Granatfeuer, das ihm den Schenkel zerriß. Weil die Offiziere ihren Soldaten nicht nur mit Todesverachtung voranstürmen, sondern ihnen auch im Erdulden und Entzagen Vorbilder sind, treue Kameradschaft halten und dabei doch die Autorität zu wahren wissen, darum fällt es den Truppen nie ein, an ihren Führern zu zweifeln. Gab es nicht eine Zeit, wo man das Radavergehorsam nannte? — Wie, wenn dieser Wille zur Unterordnung, dieser Mut zur Selbstaufgabe, wenn diese eiserne Disziplin in der Champagne nicht gewesen wäre.“ Wer denkt da nicht auch an unser Land, wenn er das liest! Und an die zahllosen und unverantwortlichen Stänkereien, mit denen noch heute unsere Offiziere belästigt werden! Und doch: man frage einen unserer Soldaten, der vielleicht zuvor gerade über Drill und Dienst überhaupt loszog — im Kriegsfalle würden auch wir mit anderen Augen auf die Truppenführer sehen.

Im Vertrauen auf sein Schwert steht das deutsche Volk geschlossen und zuversichtlich da. Niemand bringt es davon ab, auch nicht der Lügendorfzug und neue Feinde, die da oder dort gegen es auftreten. Das ist der Geist des „Durchhaltens“!

In der oben skizzierten Art bereisen wir, das Buch lesend, nicht nur das Innere Deutschlands, wir kommen nach Belgien, ins Feld und nach Ostpreußen. Wir besuchen das „Lausoleum“ (Entlaufungsanstalt) und sehen Hindenburg, wir wandern durch zusammengeschossene Ortschaften und eroberte Festungen. Wir sprechen mit Zivilisten und

Soldaten, wir fahren mit dem Auto an die Front. Und schließlich haben wir die 400 Seiten gelesen und bedauern fast, daß das Buch nun zu Ende ist.

Das Kriegsdeutschland ist uns darin so anschaulich und erlebnisreich geschildert worden, daß man den Verfasser beneidet, der das alles unmittelbar — ich möchte („Deutschland im Kriege.“ Erlebtes und Erlebtes von Gustav W. Eberlein. Drell Fühl, Verlag, Zürich. Die vorstehenden Sätze stammen aus besprochenem Buche.)

Vor hundert Jahren.

Von Fritz Schwarz, Schwarzenburg.

(Schluß.)

In diesem Betracht begreift man das energische Eingreifen der Regierungen einerseits, die große Not, gegen die vergeblich angekämpft wurde, andererseits. Auf eine recht originelle Weise hat die bernische patrizische Regierung die Nachteile der Goldwährung für die Gehälter der Festbesoldeten ausgeglichen. Steigen die Lebensmittelpreise, so werden alle Anstellungsverträge zu Ungunsten des Angestellten gefälscht. Für seine Besoldung erhält er nicht mehr so viel Naturalien, als er sich zu Beginn der Anstellung anschaffen konnte. Er ist schlechter gestellt trotz gleichhoher Besoldung. Diesen Fehler, der davon herrührt, daß nach der Gold- oder der Silberwährung nur das Verhältnis zwischen Geld und Gold oder Silber ein stetes bleibt, nicht aber das zwischen Geld und Gebrauchssachen des täglichen Lebens, diesen Fehler der Gold- oder Silberwährung, der den langfristig Angestellten am stärksten trifft, da er seine Besoldung nicht den steigenden Preisen rasch anpassen kann, den hatten die Patrizier durch eine sonderbare Anstellungsbedingung aufgehoben. Bei den Besoldungen des Kleinen Rats, des Appellationsgerichts, sämtlichen Bezirksangestellten und protestantischen Pfarrern „besteht ein Drittel in Getreide, das heißt, wenn der Maximalpreis des Dinkels um Martini 10 Fr. per Mütt oder darunter ist, so bleibt die Besoldung unverändert, ist aber gedachter Getreidepreis höher, so wird den Beamten von einem Drittel ihrer Besoldung für je 10 Fr. ein Mütt Dinkel nach obigem Marktwert in Geld bezahlt.“ Der Schultheiß mit einer Besoldung von 8000 Fr. erhielt demnach zwei Drittel davon, 5333,30 Fr. in bar, während er für den letzten Drittel seiner Besoldung, 2666,70 Fr., für je 10 Fr. den Marktwert eines Müttes Dinkel erhielt. Stieg nun etwa der Getreidepreis bis Martini von 10 auf 15 Fr., so erhielt der Schultheiß 266,67 mal 15 Fr. = 4000 Fr. zu den ersten 5333,30 Fr., so daß nun die Gesamtbesoldung rund 9333 Fr. betrug. So steigerte die Teurung der Brotfrucht von selbst den dritten Teil der Besoldungen unserer bernischen Staatsangestellten und Pfarrer. Diese Bestimmungen der bernischen Gesetze zwangen den Staat 1816 und 1817 zu einer Mehrauslage von 591,376 Fr. an seine Beamten und Pfarrer, in heutigem Geldwert 3½ Millionen. Über 10 Prozent der Bilanzsumme des bernischen Staates wurden als Teurungszulagen an seine Angestellten verwendet. (Die 591,000 Fr. sind die Zulagen *zweier* Jahre.) Von Sistierung der Alterszulagen liest man im Staatsverwaltungsbericht über diese Jahre nichts. Die Regierung „ließ große Getreidevorräte und andere Nahrungsmittel aus dem Auslande herbeischaffen, errichtete verschiedenenorts Hülfsanstalten (nach Friedli*), verkaufte ihren Angehörigen sowohl das angelassene wie auch das von Grundzinsen und Zehnten eingehende Getreide, wie Dinkel, Mehl, Brot, Haber, Kernen, weit unter dem Marktpreis und ließ die Bedürftigen auf mannigfaltige Weise unterstützen“.

Nach vorhandenen Rechnungen verwandte sie insgesamt 1,071,404 Fr. auf Besoldungszulagen im angedeuteten Sinn und auf die Hülfsanstalten im Kanton Bern. Wollte man heute in solcher Weise den Staat bean-

*) Friedli, Bärndütsch, Band Guggisberg, S. 140.

fast sagen: genießen durfte. Die künstlerischen Beilagen des Buches, von Emil Huber, Walter Bayen, W. Repsold, B. Bielefeldt und die 11 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers vermehren den Wert dieser originellen Erscheinung, die jedermann empfohlen werden kann.

spruchen, so wären im Kanton etwa 7–8 Millionen nötig, wobei weder die Volksvermehrung, noch die Geldentwertung in Betracht gezogen ist. Die Regierung lieferte an die Oberämter 9360 Mütt Dinkel, 10,997 Mütt Kernen, 7397 Mütt Roggen, 24693 Mütt Mischelforn. Die Stadt Bern einzig buß 155,276 Pfund Brot. An Bäderlohn wurden zusammen 22,905 Fr. ausbezahlt. Die Not war nicht überall gleich groß. Nach den Verteilungslisten scheint der Oberaargau arm gewesen zu sein, dann waren das obere Emmental und das Gebiet von Schwarzenburg und Guggisberg schlimm daran. In Eggwil stieg die Armentelle auf den sechseinhalbischen Betrag, von 400 Familien mußten 120 unterstützt werden. Groß war die Not im Guggisbergerlandchen, dort wurden seit dem Januar täglich 800 Schoppen Rumfordsuppe*) verteilt. Der Pfarrer von Guggisberg soll damals in Bern scherhaft „d'r guet Rund“ genannt worden sein. Wirklich vermochte er für die Armen des Bezirks viel Gutes von Bern heraufzubringen; Friedli bringt im „Bärndütsch“ eine lange Liste von all den Guttaten, die dem armen Landchen erwiesen wurden, das besonders unter der rauhen, kalten Witterung litt. Am 7. August 1817 schrieben die Guggisberger nach Bern — der Brief ist im Staatsarchiv —: Unser Land ist, verglichen mit früheren Jahren, unfruchtbare; am 28. April lag noch 2–4 Fuß tiefer Schnee, und der Schwendelberg hüllte sich in tiefen Nebel. — Die Fruchtbäume wachsen nicht mehr und die alten verdorren vor der Zeit. Die hiesigen Pflanzen und Erdspeisen als Haber, Gersten, etwas wenig von Sommerroggen und Dinkel, sowie auch die Erdäpfel gelangen selten mehr zur Zeitigung. Selbst in dem gegenwärtigen, wegen seiner wärmeren Witterung so vielgepreisen Sommer werden die Aehren erst jetzt, zu Anfang des Augusts, aus den Halmen geboren, und wenn in dielem oder dem fünftigen Monat die ferndrige rauhe Witterung noch einmal wieder zurückkehren sollte, so wäre es um unsere Ernte noch einmal geschehen Beinahe in der Hälfte von (unsern) 920 Haushaltungen war weder Nahrung noch Samen zum Anpflanzen, oder was etwa noch von vorjährigem Getreide vorhanden, war nicht einmal gut zur Aussaat, der Bevölkerung selbst in Not und durch erhöhte Armentellen selbst zu Boden gedrückt, überall nichts als Mutlosigkeit und Verzweiflung; Huner, Kummer, Abzehrung und Entkräftigung war in vielen Gesichtern bemerkbar. Ja, viele zweifelten sogar daran, ob Gott die noch den Nachkommen des Noah gegebene Verheißung fernerhin erfüllen wolle“

Die beiden Hungerjahre haben die Finanzkraft der patrizischen Regierung auf eine harte Probe gestellt und die Gemeinden zum Teil auf Jahre hinaus ungewöhnlich mit Armentellen belastet. Es kam dazu, daß eine europäische Krise in der Landwirtschaft einsetzte, die ihren Höhepunkt erst 1826 erreichte. Trafen die Hungerjahre doch hauptsächlich den Gewerbe- und Arbeiterstand, so wurde von der nachfolgenden, genannten Krise die nicht ausschließlich für den eigenen Bedarf produzierenden größeren Bauern getroffen, die denn damals auch von der Getreide- zur Gras- und Milchproduktion übergingen. Die Regierung erließ schon 1818, am 2. April, ein Preisausschreiben über

*) Diese Suppe, so genannt nach ihrem „Erfinder“ dem Grafen Rennford (bei die Wärmetheorie 1790 aufstellte) wurde in Bern in der „Rennfortischen Mues-Anstalt“ seit 1802 hergestellt; sie bestand aus einer Komposition von Erbsen, Gersten, Habermehl, Butter und Salz oder die billigere Art aus Kartoffeln, Rüebli, Butter, Habermehl und Salz.